TONHALLE
ORCHESTER
ZÜRICH

PAAVO JÄRVI
MUSIC DIRECTOR

ZORA DEL BUONO
DREI KURZGESCHICHTEN

Auftragswerk der Tonhalle-Gesellschaft Zürich AG
und des Literaturhauses Zürich

Literaturhaus
Museumsgesellschaft

So 16. Jan 2022
Literatur und Musik
Grosse Tonhalle
11.15 Uhr

Heinz Saurer Trompete
Jörg Hof Trompete
Paulo Muñoz-Toledo Horn
Marco Rodrigues Posaune
Bill Thomas Bassposaune
Margrit Fluor Orgel
Stephanie Japp Lesung

I. Requiem

«Ricarda Huch ist die erste Frau Deutschlands, wahrscheinlich die erste Europas.»

Thomas Mann, 1924

«Ricarda Huch ist die größte europäische Schriftstellerin. Ich wüsste auch … keinen Autor zu nennen – nicht einmal Thomas Mann –, keinen französischen und keinen englischen, der ihr gewachsen wäre an Universalität … wir müssen schon fast zu Goethe zurückgehen und zu den großen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts in Frankreich und England, um Entsprechendes zu finden.»

Johann Witsch, Verleger, 1925

Als an einem Montag im Oktober 1895 im fernen Paris ein Zug mit 45 Stundenkilometern die Aussenwand des Bahnhofs Montparnasse durchbricht und die Lokomotive auf die Place de Rennes hinabstürzt, trinkt in Zürich eine junge Aargauerin das erste Glas Champagner ihres Lebens. Margrit, von allen Miggi oder vielmehr s'Miggi genannt, ist aufgeregt. Dass sie hier sein darf! Letzte Woche hat sie die Einladung erhalten, und letzte Woche hat sie zum ersten Mal etwas über die Huch erfahren. So hat der Vater das Fräulein Dr. Huch beim Mittagessen genannt: die Huch. Und so denkt es Miggi nun auch, obwohl ihr die Vornamen des berüchtigten Fräuleins besser gefallen: Ricarda Octavia. Sie selber würde gerne Octavia heissen, geheimnisvoll klingt das, so römisch, nach wilden Tieren irgendwie, auf jeden Fall nach grosser Welt. Vielleicht sollte sie sich zukünftig Margrit Octavia nennen? Der Vater hat gespottet, deutsche Frauen würden heutzutage bis nach Zürich kommen, um zu studieren und zu doktorieren, weil das bei ihnen da oben nicht geht. Als ob er je eine Universität von innen gesehen hätte, von einem eigenen Doktortitel ganz zu schweigen. Miggi kennt sowieso niemanden mit Doktortitel, ausser Dr. Wirz in Ennetbaden, ihr ehemaliger Kinderarzt. Aber hier, das hat sie schon gehört, hier sprechen sich viele Leute gegenseitig mit Herr Doktor an, auch Herr Professor ist zu vernehmen. Sie fühlt sich ein wenig fremd in ihrem cremefarbenen Kleid mit dem verzierten Saum, sächsische Points appliqués, hat Tante Dorli gesagt und Miggi vor dem Spiegel hin- und hergedreht und ihr das passende Hütchen aufgesetzt: Hauptsache, assortiert. Also streicht Miggi jetzt über den Stoff und fühlt sich darin fraulich und schön; der Duft der Lilienmilchseife, die sie benutzt hat, tut ein Übriges.

Sie betritt staunend den Saal; so viel Gold überall.

«Die Kuhn'sche Orgel haben sie von drüben mitgenommen», sagt Onkel Sepp.

«Von drüben?»

«Von ennet der Limmat, aus der alten Tonhalle im Kornspeicher», sagt Onkel Sepp.

«Hoffentlich geht's im neuen Tonhalle-Wintergarten in Zukunft genauso lustig zu wie im alten Palmengarten», sagt Tante Dorli.

«Du und deine Tanzmusik!», ruft der Onkel.

Tanzmusik scheint etwas Schlimmes zu sein, dabei kennt Miggi kaum etwas anderes, bei ihnen auf dem Dorf wird nur Tanzmusik gespielt, abgesehen von der Kirchenmusik natürlich. Aber gut, nun ist sie hier, und sie will ja genau das: grosse Welt, also ernsthaftes Theater und ernsthafte Musik.

Miggi betrachtet die Orgel, schillernd und blank, die Lüster, funkelnd und riesig, grösser als sie selbst, die Marmorsäulen, so poliert, dass sie am liebsten ihre Wange daran gerieben hätte, die theatralischen Deckengemälde, die ganze Geschichten erzählen, all die Männerköpfe; Miggi schaut und schaut und denkt: So viel Glanz, so viel Pomp, das ist Stadt.

«Nur in der Erinnerung gibt es noch die kleinen ländlichen Häuser der Gemeindestraße, deren Türen nachts zutraulich offen standen. Das nachbarlich-gemütliche, gärtenumblühte, vergangenheitsumwitterte Zürich ist versunken. Während des Jahrzehnts, das ich in Zürich zugebracht habe, 1887 bis 1896, veränderte sich seine bauliche Erscheinung in entscheidender Weise. Das Theater am See, die Tonhalle, das sogenannte rote und weiße Schloss, viele Häuser an der Bahnhofstraße entstanden. An all diesen Projekten und ihrer Ausführung nahmen meine Freunde und ich lebhaften Anteil, handelte es sich doch um unser Zürich, unser geliebtes Zürich. Kaum eins der neuen Gebäude befriedigte: Sie haben den etwas aufdringlichen, prahlerischen Charakter, womit man in jener Zeit Wucht und Größe auszudrücken, dem Aufschwung eines wohlhabenden Gemeinwesens zu entsprechen meinte. Das Zurückhaltende, Aristokratische, das allen Schweizer Städten ursprünglich eigen war, ging dadurch verloren, wenn auch nicht in dem Maße, wie es in vielen deutschen Städten nach 1870 der Fall gewesen war.»

Ricarda Huch, 1938

In Paris herrscht also Aufregung wegen des spektakulären Zugunglücks, in Zürich wegen des spektakulären neuen Musikhauses am Alpenquai. Und bei Miggi herrscht Aufregung wegen des Gesamtpakets Grossstadt, Champagner, illustre Menschen und der Huch, deren Stück gleich uraufgeführt wird und die Miggi immer noch nicht entdeckt hat in der Menge der Gäste. Jetzt, wo sie bereits sitzt, in der zweiten Reihe auf dem Balkon links, dürfte es noch schwieriger werden, einen Blick auf die Dichterin zu werfen. Miggi hält das Programmheft in den Händen: Das Spiel von den vier Zürcher Stadtheiligen heisst das Stück. Warum vier Heilige?, fragt sie sich. Ihr sind nur drei bekannt, Felix, Regula und dann dieser Mensch mit dem unaussprechlichen Namen. Sie wagt nicht, Tante Dorli oder Onkel Sepp zu fragen, sonst denken die, sie sei dumm, und jetzt, wo sie sich vorgenommen hat, nach Zürich zu ziehen und zu studieren wie das Fräulein Huch, wäre das wirklich der allerdümmste Eindruck, den sie auf keinen Fall hinterlassen darf. Sie liest noch ein wenig im Programmheft. Vorgestern hat Dr. Brahms sein Triumphlied dirigiert, im Anschluss wurde Beethovens Symphonie in d-Moll gegeben. Ein Fräulein Emma Hiller aus Stuttgart und ein Fräulein Pauline Manifarges aus Frankfurt haben die Solostimmen gesungen. Fräuleins schienen durch die ganze Welt zu ziehen, um berauschende Dinge zu tun. Sie will auch ein Fräulein bleiben und berauschende Dinge tun, denkt Miggi. Allerdings kann sie überhaupt nicht gut singen. Schreiben aber schon.

«Da, da ist sie!», zischt Tante Dorli.

Miggi reckt den Hals, und tatsächlich, die Huch ist nicht zu übersehen, sie betritt den Saal mit einem Gefolge von Freunden, plaudernd, alle scheinen bestens gelaunt. Ihr Kleid ist streng geschnitten, beinahe wie eine Uniform, ein klein gemusterter Karostoff mit versetzten Knopfreihen, auffällig und gleichzeitig schlicht. Der Blick forsch und freundlich, Miggi sucht nach dem passenden Wort, und plötzlich fällt es ihr ein: Ricarda Huch sieht edel aus. Sie müsste doch nervös sein, immerhin ist es die Premiere ihres Stücks, zur Feier der Eröffnung der Tonhalle, ein grosses Ereignis, das grösste Ereignis! Vielleicht vertuscht sie die Nervosität auch nur? Wie mutig sie ist! Wie selbstbewusst! Und gar nicht alt! Miggi will auch so mutig sein. Ja, ab heute ist sie mutig.

«Doch trat ich noch einmal in seinen Dienst bei der Einweihung der neuen Tonhalle im Herbst 1895, die zufolge der Anwesenheit von Johannes Brahms, dessen Triumphlied aufgeführt wurde, sich zugleich zu einer Brahmsfeier gestaltete. Ich schrieb drei kleine Szenen innerhalb einer Rahmenhandlung, bei der der leitende Gedanke war, dass zu den drei Zürcher Heiligen, Felix, Regula und Exuperantius, eine vierte, die Musik, hinzukam. Es hieß nachher, indem man den Tadel in ein Lob verkleidete, die Dichtung sei

zu fein gewesen, um in diesem Rahmen zu wirken, und gewiss war es natürlich, dass der harmlose Scherz neben den großen musikalischen Kompositionen, die geboten wurden, sich nicht behaupten konnte.»

Ricarda Huch

Die Türen werden geschlossen, ein letztes Hüsteln, ein letztes Schnäuzen, das Geschwätz verstummt. Doch dann …

«Da kommt tatsächlich noch einer!», empört sich Tante Dorli. «Dass die den hineingelassen haben! Es geht doch gleich los. Muss ja ein ganz Wichtiger sein.»

Miggi blickt hinüber, in der Tat, ein geschmeidiger junger Mann schiebt sich durch ihre Reihe, von Verlegenheit keine Spur.

«Huuuuh», flüstert Tante Dorli, «ein ganz Aufgeplusterter ist das, ein richtiger Geck.»

«Der macht vor dem Frühstück Leibesübungen, für die Elastizität.» Onkel Sepps Stimme klingt spöttisch.

«Und für den Stoffwechsel», ergänzt die Tante, nicht minder spöttisch.

Miggi weiss nicht, was Stoffwechsel bedeutet, findet aber, dass der morgenturnende Geck sehr nett aussieht. Er zwängt sich an ihnen vorbei, lächelt ihr zu, verbeugt sich (elastisch!) und setzt sich auf den freien Sessel neben ihr. Miggi vernimmt ein Knistern. Sie überlegt kurz, fasst sich ein Herz und sagt, reichlich frech: «Der Herr hat seinen Allerwertesten auf mein Programmheft platziert.»

Sie hört noch Tante Dorlis entsetzten Ruf: «Kind, wie kannst du nur?!»

Dann geht das Licht aus und das Stück beginnt.

Ich hoffe, Sie sind nicht allzu sehr enttäuscht, wenn der Text von Frau Huch etwas ist, was heute kaum mehr zum Leben erweckt werden kann, weil ja das Grosse manchmal mit unausgereiften ersten Versuchen anfängt.

Charles Linsmayer, 2021

II. Liebeslied

Octavia ist 61 Jahre alt und verliebt. Zumindest glaubt sie, verliebt zu sein, oder vielmehr: Sie fürchtet es. Octavia kennt sich mit der Liebe nicht gut aus, ihre Verlobung liegt vierzig Jahre zurück und ist ihr als höchst unerfreuliches Ereignis in Erinnerung geblieben, vor allem das Ende, so überraschend, so demütigend. Heute jedoch fühlt sie sich … entflammt. Vielleicht hat der Film sie aufgewühlt, den sie gestern im Kino gesehen hat und über den ganz Zürich spricht. «Mit den Waffen einer Frau», mit Brigitte Bardot und Jean Gabin; grosser Altersunterschied, viel Leidenschaft, viel Eifersucht, die blonde Heldin am Ende tot, grausig erstochen.

Es ist der 1. Februar 1959, ein Sonntag; kein normaler Sonntag, sondern einer, der den Frauen im Land neue Möglichkeiten eröffnen wird. Das zumindest hofft Octavia. Die Schweizer Männer stimmen heute darüber ab, ob das schwache oder auch schöne Geschlecht, wie es immer heisst, obwohl Octavia sich weder schwach noch schön fühlt, sondern eher wie eine wackere Alte auf krummen Beinen und mit einer Perücke, die manchmal verrutscht, ob also sie und ihre Geschlechtsgenossinnen in Zukunft an die Wahlurne treten dürfen. Es sieht nicht gut aus für die Sache der Frauen; das Klima vergiftet, die Zeitungen gefüllt mit Leserbriefen, der Tonfall gehässig. Eine Million Männer hat es in Händen, den Bundesbeschluss vom Vorjahr offiziell anzunehmen. Es wäre eine Revolution, denkt Octavia. Aber Revolutionen sind möglich. Hat nicht gerade erst ein Revolutionär den Diktator aus Kuba vertreiben? Im Welschland seien die Männer fortschrittlicher, also frauenfreundlicher, sagt man. Octavia hat viele Jahre im Welschland gelebt, als Madame Wérners Gesellschafterin. Jetzt wohnt sie in Zürich im Roten Schloss, bei Frau Glucksmann, wieder als Gesellschafterin. Von Frau Glucksmann hat sie auch die Kunst des Notenwendens gelernt. Ihre Hausherrin ist eine mittelmässige Pianistin mit einem Hang zu anspruchsvollen Stücken, Sonaten von Haydn etwa, die eindeutig über ihr spielerisches Vermögen hinausgehen, vor allem bei den schnellen Tönen hapert es, 16tel und 32stel spielt sie grundsätzlich gleich lang, es ist zum Weinen. Deswegen braucht sie eine Notenwenderin, das vereinfacht die Dinge wenigstens in diesem Punkt.

Es hat sich in Octavias Chor – sie singt in Wollishofen – herumgesprochen, dass sie eine ausgezeichnete Notenwenderin ist. Für den Wettbewerb der Zürcher Quartierchöre in der Tonhalle war es daher fraglos, dass sie an diesem Sonntag Organist Neuhaus beistehen und, anstatt zu singen, Notenseiten umblättern würde. Nun ist Wollishofen-Neuhaus aber krank, und Unterstrass-Moser hat sich bereit erklärt, nicht nur den Unterstrasser, sondern auch den Wollishofer Chor zu begleiten. Octavia blättert also für diesen wildfremden Mann neben ihr, der spielt wie ein Gott und ein geradezu körperliches Verhältnis zu der Orgel zu haben scheint; er kriecht in die Tasten, baut sich vor ihnen auf, er tritt seufzend die Pedale, und dann umschmeichelt er sie, er spielt in Socken!, nicht in Schuhen!, er zieht und schiebt die Register mit Lust, so etwas Leidenschaftliches, ja unverschämt Intimes hat sie noch nie gesehen. Die Glut ist von der Orgel

auf Moser und dann direkt auf sie übergesprungen, oder von Moser über die Orgel zu ihr, jedenfalls hockt die Glut jetzt in ihr, verstörendes Biest.

Dass sie ausgerechnet hier, in diesen heiligen Räumen, in denen ihre Existenz gewissermassen begründet wurde, verliebt ist, scheint ihr ein Zeichen zu sein. Schon als sie das Inserat von Frau Glucksmann gelesen hatte, in dem stand, dass eine Untermieterin in einer Siebenzimmerwohnung im Roten Schloss direkt neben der Tonhalle gesucht würde, dachte Octavia: Das ist ein Zeichen. Sie durfte zwischen zwei Zimmern aussuchen, jenem mit Blick auf den See und jenem mit Blick auf die Tonhalle. Sie hat sich für Zweiteres entschieden. Die Tonhalle ist mein Schicksal, denkt Octavia. Hier haben sich ihr Vater und ihre Mutter kennengelernt, immer wieder wurde von diesem Abend gesprochen. Von der illustren Gesellschaft. Von Tante Dorlis spitzem Schrei. Von der Arbeit des Vaters, der sich als Buchhalterlehrling beim Orgelbauer Kuhn in Männedorf sogar mit der Guss- und Walztechnik der Pfeifen auskannte, zumindest theoretisch, was die Mutter schwer beeindruckt hatte. Von dem Stück der Huch, dessen Inhalt weder Vater noch Mutter verstanden hatten. So viele Schauplätze! Italien im 16. Jahrhundert, Salzburg im 18. Jahrhundert, Zürich zur Zeit der Französischen Revolution. Und dann das ganze Personal! Eros, Anteros, ein Valerio, ein Luigi, ein Arzt samt Nichte Susanne, ein Haufen Heilige, also Felix und Regula und Exuperantius, Mozart und seine Gespielinnen, ein Herr Usteri, ein Herr Nägeli und der Erzbischof von Salzburg. Nichts habe ich verstanden, hat ihre Mutter stets betont und dann angefügt und ihren Mann dabei provokativ angeschaut: Du aber auch nicht! Und immer hat er geantwortet: Ich war von deiner jugendlichen Schönheit geblendet.

Octavia ist aber noch etwas anderes in Erinnerung geblieben; dass nämlich die Mutter in Momenten der Wut sagte: Wäre ich bloss ein Fräulein geblieben, ich hätte studiert und selber Stücke geschrieben! Darauf hat der Vater scharf gelacht: Du überschätzt dich, Miggi.

Gottgleich-Moser seufzt vor Glück, die Töne, die er mit seinen Händen, seinen Füssen, ja mit seinem Körper erzeugt, erfassen den ganzen grüngüldenen Raum, aus jeder Nische, jeder Ecke scheint die Musik zu ihnen zurückzuwogen, es ist, als ob sie in einem Luftbad aus Tönen schwimmen würden, Octavia ist umhüllt, ja durchdrungen von Bachs Musik – und von Mosers Geruch. Abends, während des Konzerts, würde sie kein Parfum auftragen, um kein Molekül dieses herben Männergeruchs zu verpassen, der ihr verlockender scheint als jeder Essensduft, den sie kennt. Sie ist, beim Blättern merkt sie es besonders, auf unbekannte Weise hungrig. Schlimme Wörter kommen ihr in den Sinn, anlassig oder lüstern etwa. Ihr schiesst in den Sinn, was sie über die Herstellung von Orgelpfeifen weiss, dass nämlich die gewalzten Metallplatten drei Monate ruhen müssen, damit die Gitterstruktur sich beruhigt. Ihre eigene Gitterstruktur ist entschieden beunruhigt, denkt sie.

Hinter ihnen Schritte. Octavia dreht sich um. Der Hausmeister steht da. Moser hört zu spielen auf. «Ich bin gleich fertig.» «Keine Eile», sagt der Hausmeister. «Aber gehen Sie denn nicht zur Abstimmung?»

«Ach was», antwortet Moser, «ist nicht nötig. Die anderen Mannen werden's schon zu verhindern wissen. Sind ihrer ja genug.»

Der Hausmeister lacht. Moser lacht.

In Octavia scheint etwas zu explodieren, ein schriller lauter Ton, den nur sie hört, als ob das höchste g der Klaviatur zerbersten würde.

Octavia sieht Moser, nun wieder zum Unterstrass-Moser geschrumpft, wie er in nass geschwitztem Hemd grinsend vor ihr sitzt und seine Schuhe anzieht, sieht seinen Hallux, linksseitig, sieht sein strähniges Haar. Sie riecht seinen Schweiss. Sie ist 61 Jahre alt, und heute, das wird ihr schlagartig klar, hat sie zweierlei gelernt: Verliebtheit ist ein flüchtiges Stöffchen. Und die Orgel nicht mehr ihr Schicksal.

III. Freut euch des Lebens

Zürcher Tonhalleorgeln haben eine Neigung zur Wanderschaft, was ihrer Monumentalität zu widersprechen scheint. Man möchte denken, steht so ein Koloss erst einmal, dann steht er da. Doch weit gefehlt. Die Kuhn'sche Orgel, ich nenne sie insgeheim Tante Octavias Orgel, zog gleich dreimal um: 1895 vom Kornhaus in die Tonhalle; 1985 in ein innerstädtisches Lager, nach zehn Kellerjahren dann in die Neumünsterkirche, einer engagierten Organistin sei Dank. Auch die zweite Orgel, nennen wir sie die Jean-Guillou-Orgel, ist auf Reisen gegangen. Auch sie wurde zwischengelagert, und zwar in Polen, wo ihr auf wunderliche Weise fünfzig Pfeifen abhandenkamen. Doch nun hat sie eine neue Heimat gefunden, die wertschätzender nicht sein könnte.

Ein Besuch.

Der Beginn eher martialisch, an der Mole ein brasilianisches Kriegsschiff, enorme Ausmasse, Waffenemblem auf dem Schornstein. Weiter hinten Hunderte Neuwagen, in strenger Reihung, nach Farben sortiert. Koper hat einen grossen Frachthafen, erstaunlicherweise, wo doch Triest gleich um die Ecke liegt. Koper hat aber auch eine hübsche Altstadt von makelloser Geschlossenheit, einen kleinen Hafen vorne, den riesigen hinten, ein fantastisches Hinterland, den Karst im Rücken, sonnenbeschienen. Im Sporthafen der samstägliche Flohmarkt, es wird Slowenisch und Italienisch gesprochen. Koper nennt sich auf Italienisch Capodistria: Haupt von Istrien. Eine Kleinstadt mit Gestaltungswillen, die Strassenlampen muten futuristisch an, vielleicht auch maritim, sie erinnern an die Schönheit von schwimmenden Rochen. Altes

verbindet sich in wundersamer Weise mit Neuem. Dass in der Kathedrale von Koper nun die ausrangierte Tonhalleorgel auf elegante und geradezu dramatische Weise in Szene gesetzt wird, ist eines dieser Kunststücke, die man hier zustande bringt, vielleicht, weil Geschmack eine jahrhundertelange Tradition hat, schon der Platz, an dem das Gotteshaus steht, wird flankiert von einem Rathaus in venezianischem Stil, fein ziselierte Architektur in bester Manier.

Die Kathedrale hat eine lange Baugeschichte, Stil um Stil wurde dem romanischen Bau hinzugefügt. Dadurch, dass für die Zürcher Orgel eine weit auskragende Empore konstruiert werden musste und dabei in den Tiefen der Tragstruktur Gräber und Ikonografien aus dem 6. Jahrhundert entdeckt wurden, hat sich ihre Geschichte noch einmal um sechshundert Jahre verlängert.

Primož Krečič, mittleres Alter, dunkle Locken, gestikulierend wie ein Italiener, ist seit acht Jahren der hiesige Pfarrer, schon als junger Mann war er in der Kathedrale von Koper tätig gewesen, später dann in Rom und Ljubljana. Dass man sich für die Zürcher Orgel bewerben könnte, war seine Idee gewesen. Eine Idee, die er anfangs bestechend fand, funktionierte doch die hauseigene, 1790 erbaute venezianische Orgel seit siebzig Jahren nicht mehr; man hatte sich mit einer winzigen elektronischen Orgel in der Nähe der vordersten Sitzreihen beholfen, daraus Klänge, die der grössten Kirche Sloweniens wahrlich nicht angemessen waren. Und auch nicht dem Gemälde von Carpaccio, unter dem sie steht.

Sich für ein Geschenk zu bewerben klang nicht besonders aufwendig. Doch schon bei den ersten Gesprächen mit Denkmalpfleger und Architekt wurde klar: Das ist ein ganz grosses Ding, das es da zu stemmen gilt. Ein grosses und teures Ding. Primož Krečič begann sich zu fürchten. Koper hat nur 25.000 Einwohner, eine Kleinstadt, woher sollte all das Geld für den Umbau kommen, falls man den Wettbewerb tatsächlich gewinnen würde? Er dachte über Rückzug nach, doch dann kamen die Freunde und bestärkten ihn, von allen Seiten kamen sie. Zuerst seine Leute aus dem Chor und aus der Kirche, dann vierzig Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Kultur. 700.000 Euro hat der Einbau gekostet und alle sind stolz darauf, die Summe zusammenbekommen zu haben.

Die Morgensonne zaubert Licht auf die Empore, das auch die Orgelpfeifen streift. Ein paar Frauen gehen zur Morgenandacht, noch sind nur wenige Menschen hier. Später soll der Kindergottesdienst beginnen, die Kleinen werden auf die Firmung eingestimmt. Die Kirche ist in Weiss gehalten, sogar die Kanzel ist aus weissem Marmor, insgesamt eine schlichte, stolze Anmutung, der Fussboden besteht aus schwarzweissem Quadratplattenmuster, darauf die dunklen Holzbänke mit ihren rotsamtenen Sitzflächen, an manchen Pilastern und Pfeilern rote Samttücher; eine Kathedrale ganz in Rot-Weiss-Gold.

Dass Jean Guillou das Eröffnungskonzert auf seiner Orgel nicht mehr spielen konnte, sei traurig, sagt Primož Krečič. Der grosse französische Organist und Komponist aus Paris, der damals für Kleuker und Steinmeyer die Orgel geplant hatte, starb vor zwei Jahren. Aber er habe sich so sehr gefreut, Primož Krečič sagt mehrmals «so sehr», dass Koper den Zuschlag erhalten und seine Orgel ein neues Zuhause finden würde. Er habe die Kathedrale noch besucht, und man habe das Programm des Eröffnungskonzerts von ihm übernommen, darunter auch eine Guillou-Komposition.

Wer unten steht und zur Orgel hochblickt, dem fällt vor allem der Schwung der in gedämpftem Gold gehaltenen Geländerstäbe auf, ein geradezu himmlich zarter Schwung: Auf so eine Idee muss ein Architekt erst einmal kommen, und dass er diese zauberhafte Eleganz dann in der wohl schönsten Wendeltreppe der neueren Zeit weiterführen konnte, ist einfach wunderbar. Koper hat wirklich alles gegeben, um die Zürcher Guillou-Orgel perfekt zu inszenieren.

Aus 5362 Pfeifen erklingt die Musik. Primož Krečič spricht von französischem Stil, sucht nach Worten, sagt, sie sei weich, vollmundig, breit, habe viel Umfang, sei dabei klar, aber ohne zu nerven, und dann sagt er das Wort, das uns am besten gefällt: Wohnlich sei sie.

Während drüben in Zürich also auf diesem Bijoux von zweiter Kuhn'scher Orgel facettenreiche Konzertmusik erklingt (mit Tubastimmen, die Felix und Regula heissen), sind es hier die weichen, französisch anmutenden Töne der alten Tonhalleorgel, die die Kathedrale fluten werden; etwas nie Dagewesenes, diese Mischung aus Weltlichem und Sakralem, etwas, das Sloweniens Musikwelt verändern kann und soll. Hier wird er spielen, der Sound für die neue Zeit.

Die Orgel sei für das Klima der Stadt das Beste, was passieren konnte. Selbst die Bosniaken hätten sich engagiert, Muslime, die stolz auf das gloriose Instrument im christlichen Gotteshaus seien. Die Gemeinschaft von Koper sei an dieser Herkulesaufgabe gewachsen, sagt Primož Krečič. Und eilt zum Kindergottesdienst davon.

Zwei Wochen später dann die Eröffnung. Es ist, das wird schnell klar, ein Akt von nationaler Bedeutung. Die Kathedrale bis auf den letzten Platz gefüllt, blumengeschmückt, ein Kerzenmeer, der Nuntius des Heiligen Stuhls ist da, der Erzbischof, der Bürgermeister und, ja, sogar der slowenische Staatspräsident. Die Nationalhymne wird gesungen, der Chor stimmt ein, auf der Empore ohne Begleitung, Volksmusik wird gespielt, die Messe gelesen. Und dann stürmt die ganze lange Schlange der versammelten Geistlichkeit zur Wendeltreppe, sie sausen hoch, einer hinter dem nächsten, mit wehenden Gewändern, als hätte Fellini sie in Szene gesetzt. Orgeltöne erklingen, nur ganz, ganz leise, Weihrauch überall, alles verstummt. Die Orgel wird mit Weihwasser gesegnet, immer mehr Töne erklingen und dann – bumm! Ein Wahnsinn, dieser Klang, dieses Volumen. Eine Kathedrale, gefüllt mit Menschen, die erschauern. Ein Moment für die Ewigkeit. Am Ende darf das Volk auf die Empore, Jugendliche setzen sich auf die Orgelbank, blicken nach vorne durchs Kirchenschiff zum Altar, so, wie es der Organist tut, das Instrument hinter ihnen, in violettes Licht getaucht, es wird geredet und gelacht. Primož Krečič strahlt.

Später sagt Pier Damiano Peretti, ein Italiener mit Professur in Wien, der am nächsten Tag das Eröffnungskonzert spielen wird, dieser Orgel sei es geschuldet, dass er Organist geworden sei, er habe als Jugendlicher Aufnahmen von Jean Guillou in Zürich gehört und sich in den Klang dieses Instruments verliebt. Und jetzt ist Guillous Orgel da, wo sie wirklich hingehört.

Sollte es, was man angesichts dieser sakralen Herrlichkeit zu glauben geneigt ist, tatsächlich einen Gott geben und ein Leben nach dem Tod, dann darf man sich sicher sein, dass Jean Guillou im Himmel ein Freudenfest feiert, zusammen mit all jenen verzückten ewigen Seelen, die von den Klängen seiner Orgel so verzaubert sind wie wir hier unten.

Nachtrag: Tante Octavia, eindeutig meine Lieblingsgrosstante, war 73, als das Frauenstimmrecht endlich eingeführt wurde. Die Perücke frisch gekämmt, ein tiefblaues Wollkleid am Leib, marschierte sie mit mir an der Hand ins Wahlbüro. Mit 88 Jahren musste sie dann erleben, wie ihre Orgel ausgebaut und ersetzt wurde. Sie sagte: Sie motten sie ein. So, wie man mich bald einmotten wird. Tatsächlich starb sie noch im selben Jahr, eine mit sich und dem Leben zufriedene Frau, die bis zuletzt Wert darauf gelegt hat, Fräulein genannt zu werden. Auf dass jeder wisse, wie unabhängig sie sei.